Wächter im Turm

und andere Danziger Dichtungen



on Paul Enderling

9. 11. 1926.

A W K

Von diesem Werke wurden 300 Exemplare als Vorzugsdruck mit einem Bildnis des Dichters sowie numeriert und vom Verfasser unterzeichnet herausgegeben.

Das Titelbild zeichnete
Waldemar Hannemann,
Danzig-Langfuhr.

Wächter im Turm

und andere

Danziger Novellen und Dichtungen

Von

Paul Enderling

A. W. Kafemann, G. m. b. H., Verlagsbuchhandlung, Danzig.
1923

Heimkehr nach Danzig.

Aus der dunklen Wolkenhülle
Klingen silberhelle Glocken
In die tiefe Abendstille.
Und mein Herz ist so erschrocken!

Langsam meinen Sinn umspinnen
Alte liebe Melodien
Von des alten Ratsturms Zinnen,
Und nun klingt's von St. Marien . . .

Wo die wachen Sinne schweifen —
Klang und Wohllaut ohne Ende.
Und nach meinen Händen greifen
Weiche, liebe Heimathände.

Wächter im Turm.

Danziger Historie (1577) von Paul Enderling.

Langsam stieg Matthias Fiedler die steilen Turmtreppen in Sankt Marien empor. Pflichtgemäß prüfte er den Inhalt der großen Wasserbottiche, die zum Schutz gegen Feuersgefahr bei einschlagenden Brandbomben der Belagerer wohlgefüllt dastanden.

An den Strängen der großen Glocken — der Gratia Dei und der Sturmglocke Osanna — hockten die beiden Blinden, die sie sonst zu läuten hatten. Sie hatten sich auch jetzt nicht von ihrer Arbeitsstätte trennen mögen, obwohl die Glocken längst schwiegen: man hatte sie in der letzten Zeit zuviel läuten müssen, also daß sich die hölzernen Wellen fast entzündet hatten. Er steckte ihnen Münzen zu und wehrte ihrem demütigen Dank.

Als er zur Wachtstube kam, stand Heronimus vom Stein, den er abzulösen hatte, schon bereit. „Nichts Neues?“ fragte er.

Matthias Fiedler zuckte mit den Achseln. „Es ist nichts zu vermelden, denn daß der Pole immer noch vor unserer guten Stadt steht und seine Kanoniere und Arkebusiere einübt.“ Ärgerlich blickte er zu Cleophas Rodt herüber, mit dem er nun drei lange Stunden die Wache im Turm halten mußte, bis für jenen die Ablösung kam. Niemand in ganz Danzig war ihm so zuwider wie Cleophas Rodt.

Heronimus vom Stein ging pfeifend herab. Seine Sturmhaube saß ihm schief auf dem lockigen Kopf.

„Viel Vergnügen, liebe Gesellen!" rief er und verschwand im Gewirr der Balken und Treppen.

Matthias Fiedler legte den Harnisch ab.

„Das Steigen macht warm", sagte Cleophas Rodt.

Matthias nickte nur und trat an die Turmluke. Die Nachmittagssonne lag über der Stadt. Bunte Tauben kreisten um den Turm. Gegen die blendende Sonne vermochten seine Augen nur weniges zu erkennen: die Giebel unten, einige Kirchentürme, drüben den Hagelsberg und die Reihen der polnischen Bastionen, aus denen es ab und zu aufblitzte. Es war wie ein verfrühtes Feuerwerk, abgebrannt zur Belustigung der friedlich daliegenden Stadt.

Draußen lag König Stephan Bathory mit seinen Polen und Tartaren. Lanzen blitzten auf. Weiße Zelte leuchteten. Von Zeit zu Zeit sah man Reiter über das Feld sprengen. Dicke schwarze Rauchwolken quollen am Horizont empor.

Er wandte sich und ließ sich auf der leeren Bank nieder.

Auf den weißgekalkten Wänden des Turmgemachs waren Bilder und Namen eingekratzt, Buchstaben, Herzen und mißglückte Bildnisse. In einer Nische stand neben einem Krug voll dunklen Bieres ein dickes Buch, in Schweinsleder gebunden.

„Die Bibel?" fragte Matthias.

„Mit nichten. Eine Chronika. Kurzweil, die Langeweile zu ertöten. Soll ich lesen?"

Matthias war es zufrieden. Am Ende war es besser, daß jener aus dem Buche las, als daß er ihn zu einem Gespräche zwang.

„Anno 1573" — las Cleophas Rodt mit seiner breiten, schweren Stimme — „den 19. Septembris ist vor der Mündung der Weichsel ein Fisch gefangen worden. Ist vollkömmlich 14 Werkschuh lang und 7 Schuh dick und gar weiß gewesen, hat eine subtile Haut gehabt ohne Schuppen, nicht anders als ein hart gekochtes Ei, das geschälet ist, und hat stumpfe Zähne gehabt wie ein Pferd und ein Loch im Haupt. Sein Nabel ist fast 2 Schuh lang gewesen." Er blickte auf. „Deutet sichtlich auf den Krieg wie jüngst der Komet. Meinst du nicht auch?"

Matthias Fiedler bejahte zerstreut. Seine Gedanken waren ganz wo anders. Sie waren bei Jungfrau Katharina Feldstetten, die ihm heute ihr Konterfei geschenkt. Es war vom Stadtmaler wohlgemeint, aber herzlich kunstlos auf ein kleines dünnes Elfenbeinplättchen gemalt. Von ihrer zarten Schönheit gab es nur schwachen Abglanz. Aber seine Hand tastete dennoch wieder und wieder nach der Brusttasche, in der es, in ein Seidentüchlein gehüllt, stak.

Cleophas Rodt stärkte sich mit Bier und las von einem Mirakel, so im Werder geschehen: „ . . . . . war guter, reiner Roggen in einen Acker gesäet, da er aber aufging, war es zu mehren Teilen Knoblauche, deren Häupter etliche zum Wunderzeichen seien dem Rat der Stadt gesandt . . . Ist aber zu achten, es sei das Evangelium gewesen, das auch den Gottlosen stinkt und doch eine herrliche Arznei für Vergiftung der Seelen ist, wie der Knoblauch ein praeservativum des Leibes . . . . ." Er unterbrach sich. „Deutet auch auf den Krieg und auf nichts anderes."

Matthias Fiedler sah ihn groß an und verwunderte sich, daß dieser Bursche da einmal gewagt habe, mit Katharina Feldstetten zu tanzen, damals beim letzten Maienfest vor dem Krieg . . . Er war eines Kaufherrn Sohn, gleich ihm, aber ungefüge wie ein Brauknecht, ohn' jede feine Bildung der Zeit.

Der Andere schien nichts von seiner schlechten Laune zu spüren. Er blätterte im Buch. „Jetzo sollst du hören, wie sie es schon einmal getrieben haben, drüben in Preußen." Er las langsam: „Anno 1410 nach der Tannenbergschen Schlacht kam des Königs Volk, die Tartaren und andere

vor die Stadt Gilgenburg, kriegten sie und trieben unerhörten Mutwillen darinnen. Nahmen 700 Personen und führten sie zum Wasser, sie zu ersäufen. Dies erfuhr der König, welcher es verbot. Doch mußten sie sich, ein jegliche Person, mit einem halben Groschen lösen . . ."

Er hörte auf. Matthias Fiedler stand an der Turmluke und spähte hinaus.

Cleophas Rodt klappte das Buch zu. „Siehst nichts Neues. Sie wollen die Stadt fressen."

„Aber sie sollen sich die Zähne dran ausbrechen", fuhr Matthias leidenschaftlich fort. Es war nicht das, was jener gesagt, das ihn so erbitterte — jedes Wort von ihm trieb sein Blut in die Höhe.

„Amen" sagte Cleophas Rodt gleichgültig, säbelte an einer Speckseite, schob sich ein Stück in den Mund und seufzte: „Auch der Speck wird magerer in solchen Zeiten. Was für gute Tage hat man doch in unserer guten Stadt Danzig gelebt! Weißt du noch das Hochzeitsfest bei Herrn Reinhold Feldstetten, als er sein drittes Gemahl ehelichte, die Kordula aus Thorn? Warst doch auch dabei?"

„Ja". Matthias Fiedler dachte, wie schön Katharina damals in dem saphirblauen Seidenkleid mit den flandrischen Spitzen gewesen.

„Was für ein Tag!" fuhr Cleophas Rodt schwelgerisch fort. „Zum Ersten gab es fünferlei Gebratenes, alsdann schwarz Wildpret gekocht, dann Reis, zum Vierten der Sterz einer Hindin, zum Fünften Pökelfleisch, alsdann Käse und Butter und mancherlei Wein und gut Danziger Bier."

Matthias Fiedler hörte stirnrunzelnd zu. Er dachte daran, wie zierlich Katharina damals beim Reihentanz die kleinen Füße gesetzt und wie warm der Blumenkranz in ihrem braunen Haar geleuchtet. Er dachte aber auch daran, daß Cleophas Rodt sie damals beim Reihen geführt und

nicht er selber, der vor lauter Liebe nicht den Mut aufgebracht hatte, sie darum zu bitten. Eifersucht brannte in ihm.

„Aber das Beste war doch das Mädchen", sagte Cleophas Rodt plötzlich und strahlte über das ganze breite Gesicht.

Böse blickte Matthias ihn an. Er, der Katharinas Hand geführt, durfte hier nicht von seinen Liebschaften schwatzen.

„Ja, der beste Bissen war doch die Katharina!" fuhr der Andere selig fort.

Matthias stampfte auf. Es war unerträglich, daß dieses Menschen Liebschaft den Namen der Geliebten trug. „Aus welcher Gosse hast du sie aufgefischt?" grollte er ihn an.

Cleophas Rodt lachte. „Ist eine Gosse aus Marmelstein und Delfter Kacheln, ausgelegt mit brokatenem Tuch und wohl parfümieret mit indischem Ambra und welschen Düften. Tätst am Ende selbst in die Gosse gehen, in der Katharina Feldstetten —"

Mit einem Sprung war Matthias bei ihm. Seine Hand preßte ihm die Kehle zusammen. „Würg' den Namen herunter in deinen Lügenschlund!"

Mühsam schüttelte Cleophas Rodt ihn ab. Er war blaurot im Gesicht, wie vor einem Schlaganfall. „Lüge?" keuchte er. „Ist das auch Lüge?" Er holte aus seinem Wams ein kleines Bild hervor.

Matthias stöhnte. Es war Katharinas Bildnis, ohne Zweifel, von dem gleichen Maler gemalt.

Cleophas Rodt steckte es wieder ein. „Sie gab es mir am Tage nach dem Fest."

Matthias Fiedlers Hand tastete nach seiner Brust, wo, sorgsam verwahrt, das gleiche Bildnis war. Aber die Hand sank herunter, langsam, zögernd, bis sie sich um den Dolch klammerte.

Eine Weile standen sie sich stumm gegenüber, verstehend, durchwühlt, voll Haß. Das kleine enge Turmgemach war heiß von diesem Haß.

Bunte Tauben, grau, blau und braun gesprenkelt, schnäbelten sich in der Turmluke und stoben jäh mit ärgerlichem Gurren auseinander: eine Kugel der Belagerer war über sie hingefegt. Eine Taube verflatterte sich in das Turmgemach.

Einen Augenblick dachte Matthias daran, daß er Katharina zum ersten Mal gesehen, als sie von dem Artushof den Tauben lächelnd Körner zugeworfen hatte. Aber er schüttelte die Erinnerung ab und riß den Dolch aus der schön ziselierten Scheide. „Du oder ich!"

Cleophas Rodt griff nach dem breiten Messer im Gurt. „Komm an!"

Stumm, lauernd, eine Schwäche des Anderen erspähend, standen sie sich gegenüber. Ihre Lungen gingen hoch wie Schmiedebälge.

Endlich trat Matthias Fiedler zurück. „Hier ist zu wenig Platz. Komm hinein!" Er wies auf den breiten Treppenabsatz, der fast das ganze Innere des Turms einnahm.

Cleophas Rodt nickte. Er kam in Versuchung, dem rasch Voranschreitenden in den Rücken zu fallen. Aber er bezwang sich. Es sollte ehrliches Spiel sein.

In der Türöffnung blieb er stehen. „Denke, wir legen die Messerlein beiseite und ringen," sagte er mit bösem Blick nach der steilen Turmtreppe und der Bodenluke.

Matthias sah die Muskeln des Rivalen sich unter dem Hemd spannen. Aber er mochte nicht Nein sagen und stieß den Dolch in die Scheide zurück.

Beide warfen sich aufeinander. Haß leckte aus ihren Augen.

Einige morschende Bretter unter ihnen knackten und krachten, als wollten sie nachgeben. Paarmal schlugen ihre Köpfe an die Balken oder an das Gemäuer. Sie achteten es nicht.

Cleophas Rodt war stärker, aber Matthias Fiedler war geschmeidiger. Zweimal schon hatte ihn der Gegner über das Geländer gehoben, um ihn in das Innere des Turmes zu schleudern, das unten gähnte.

Jedesmal war er im letzten Augenblick mit raschem Schwung entglitten. Aber nun begann seine Kraft zu erlahmen. Er biß die Zähne zusammen, um nicht um Gnade zu bitten. Cleophas Rodt hob ihn zum letzten Mal empor.

Von den polnischen Bastionen blitzte es auf. Ein schwarzer Punkt erhob sich in die Luft, wurde zum Fleck und zum Ball.

Die beiden Ringenden merkten es nicht. „Habe ich dich nun?" wollte Cleophas Rodt sagen. Aber er sprach es nicht zu Ende.

Die polnische Kugel fuhr pfeifend durch die Turmluke, warf die Beiden nieder und grub sich in die andere Mauer des Turmes ein.

Cleophas Rodt war zuerst tot. Sein Blut troff aus der breiten Halswunde. Matthias Fiedler versuchte, sich aus der Umklammerung des Toten zu lösen. Aber er hatte nur noch die Kräfte eines Kindes. Nacht trat vor seine Augen.

„Ablösung!" sagte er mit letzter Anstrengung.

Die Arme umeinander geschlungen, Brust an Brust, wie treue Freunde, lagen die beiden Wächter. .

Die beiden Blinden unten am Glockenstrang waren aufgefahren und lauschten. Mit sicheren Schritten ging der Eine die Treppe empor und rief nach der Wache.

Als niemand antwortete, schlich er zitternd, verwirrt zurück. Scheu aneinander gedrückt, hockten die beiden Blinden in ihrem dunklen Winkel.

Stundenlang hielt nur der Tod die Wache im Turm, der, von der Abendsonne übergossen, die Farbe des geronnenen Blutes annahm . . . .

Ein harter Seevogel.

Paul Beneke fährt von Weichselmünde aus,
Der Stirne Falten stehn wie die Wellen kraus
Und der Steuermann sagt: „Es steht nit gut
Und unser braves Kraweel versäuft in der Flut.“
Und Paul Beneke spricht. Paul Beneke spricht nicht viel,
Doch jedes Wort trifft wie ein Enterhaken sein Ziel —
„Wir penseln den Tun“, sagt Paul Beneke.

Und sie stürmen durch die baltische See,
Schaumgekrönte Wellen in Luv und Lee,
Und sie jagen durch den zerwühlten Sund.
„Schiff in Sicht! Die Farben von Burgund!“
Englisches Schiff, unter falscher Flagge Lug.
Paul Beneke wittert den Feind und jauchzt am Bug —
„Karlke stremm di“, sagt Paul Beneke.

Brodelnde Herzen stürmen und tobende Flut.
Über Paul Benekes Antlitz sickert das Blut.
Pfeile wie Regenschauer. Es pfeift der Nord.
„Ruder herum!“ Nun reibt sich Bord an Bord,
Bissige Enterhaken fressen sich ein —,
Letztes Wehren und Fluchen und Vermaledei'n.
„Wart, eck wull di!“ droht Paul Beneke.

„Sankt Thomas“ genommen. Aus sicherem Versteck
Steigt ein Bild auf das blutbespritzte Verdeck.
Nur ein Bild. Und der Jüngste der Mannschaft spricht:
„Das ist flandrisch und ist das jüngste Gericht!“
In funkelnder Rüstung wägt Sankt Michael
Und lichter Farbrausch überströmt das Kraweel —
„Hut vom Deetz!“ donnert Paul Beneke.

Hundert Helme fliegen von struppigem Haar.
Zitternd wallt der Auferstandenen Schar —
Und sieh: es kommt ein schimmernder Regenbogen
(Wie auf dem Bilde) über den Himmel gezogen —
Ein frommes Lied quillt aus verrosteter Kehl —
Und die See wird stiller und glatt wie Öl —
„Herr, bliew bi uns!“ betet Paul Beneke.

Paul Beneke fährt in Weichselmünde ein,
Hoch an Bord der gemalte Heiligenschrein.
Glocken grüßen — und Glocken grüßen gut,
Alte und junge Herzen stehen in Glut.
Alle kehrten wieder aus Sturm und Schlacht.
Paul Beneke spukt in großem Bogen und lacht:
„Danziger Bloot vergeiht nicht!“ sagt Paul Beneke.

Das Signal.

(1577.)

Historische Novelle von Paul Enderling.

Es mußte wunderlich zugehen, daß der Anschlag der Reiter des polnischen Königs Stephan Bathory auf die Freie Stadt Danzig so kläglich mißlang.

Nie hat es Kaspar Maybusch im Leben erfahren, daß er es gewesen, den die Hand der Vorsehung auserwählt. Er ahnte es auch nicht, als er an diesem Frühsommertag am Hohen Tor begehrte, aus der Stadt gelassen zu werden.

„Du rennst den Tartern in die Arme“, sagte der Wächter.

„Ich muß wandern“, sagte Kaspar.

„Sie hängen dich an den nächsten Baum wie einen räudigen Hund. Sie nehmen dich als Zielscheibe ihrer vergifteten Pfeile. Ja, sie schießen noch mit Pfeilen, diese Teufel.“

„Ich muß wandern“, sagte Kaspar.

„Wohin willst du alsdann?“

Einen Augenblick dachte Kaspar Maybusch daran, die Wahrheit zu sagen, daß er nach siebenjähriger Irrfahrt nach Hause wolle. Aber er sagte nur wiederum: „Ich muß wandern.“

„Bist gar Ahasverus?“ Und der Wächter lachte, daß die aus der Wachtstube zusammenliefen und mitlachten, ohne recht zu wissen, warum.

Der Hauptmann kam und besah sich den merkwürdigen Menschen, der hinausbegehrte, wo alles kopfüber in die Stadt flüchtete.

Stumm, den Kopf tief in die Schultern gezogen, ließ Kaspar die Prüfung über sich ergehen.

„Hast Knochen gleich einem Ochsen“, sagte der Hauptmann wohlwollend. „Solcherlei Volk können wir hier besser gebrauchen.“ Er holte ein paar lose Geldstücke aus der weiten Tasche seiner Pluderhose und hielt sie Kaspar unter die Nase. „Handgeld“, sagte er dabei, „sollst es gut haben bei uns.“ Sichtlich gefiel ihm der kräftige Mann, der so furchtlos um sich blickte.

Neugierig warteten die Soldaten die Wirkung des Angebotes ab. „Es reicht zu Danziger Starkbier auf schier einen Monat“, brummten sie. „Und auch für eine Hübschlerin ist was dabei.“

Kaspar Maybusch zögerte einen Augenblick. Es war nicht der Anblick des Geldes, der ihn blendete. Er hatte genug davon in der Naht des Mantels eingenäht. Aber der Gedanke, wieder ein guter Soldat sein zu können, den Langspieß in der Rechten oder an der Feldschlange stehend und den Tod ins Feld senden, — das erschütterte ihn. Sieben Jahre war er herumgeirrt von Heer zu Heer, angeworben und gut belohnt von jedem großen Herrn, der Menschen brauchte. Zuletzt war er drauf und dran gewesen, sich einem Abenteurer zu verdingen, der in dem neuentdeckten Erdteil jenseits der großen Wasser neue Länder aufspürt und sie nun zu plündern gedachte.

Aber es war nur noch kurze Frist bis zu den sieben Jahren, die er von der Heimat fortzubleiben gelobt. Zu Hause wartete Anne, seine Frau, und wichtiger fast denn sie, das einsame Heidehaus. Als er dem Werber des Indienfahrers von seiner Frau gesprochen, hatte der gelacht, sie werde längst eines anderen sein. Kaspar hatte ihn seine Klinge schmecken lassen und war mit dem nächsten Segler

auf und davon nach Danzig. Als er im Hafen ankam, wurde er unter Bewachung eingeliefert und ausgefragt; viel hätte nicht gefehlt, daß sie ihn peinlich befragt. Reiter preschten über die Gassen zum Rathaus. Bald erfuhr er, daß König Stephan Bathory der Freien Stadt den Krieg erklärt hatte. Es roch nach Blut und Brand. Er hatte Witterung dafür. Und darum zauderte er jetzt.

Der Hauptmann stand noch immer, die Hand mit den Münzen ausgestreckt. Ab und zu schüttelte er die Hand, daß das Metall verführerisch klirrte. „Nun?"

Da tat der Körper Kaspars einen Ruck. Er fuhr in die Höhe. „Ich muß wandern", sagte er noch einmal. Aber diesmal klang es rauh und schroff.

Der Hauptmann zuckte die Achsel und steckte die Münzen wieder ein. „Alsdann — geht zum Satan!"

Der Wächter öffnete mürrisch das kleine Seitengatter. „Hast ihn uns nit vergunnt, den Trunk beim Handgeld?" sagte er böse.

Kaspar Maybusch steckte ihm eine kleine Silbermünze zu, die letzte, die er noch lose im Wams hatte. Er brauchte sie nun nicht mehr. Der Wächter wurde freundlicher und öffnete schnell das Außengatter.

„Auf Wiedersehen!" sagte er und in dem Gefühl, sich für das Geschenk dankbar erweisen zu müssen, setzte er hinzu: „Glaubt keiner ernstlich an einen Angriff des Polen. Ist von Dirschau wiederum zurückgewichen in die Tartarei. Hat zu viel Blut geschluckt, he. Hat sich übernommen. Wenn du aber auf der Höhe ein Feuerlein siehst, alsdann wah'r dich! Ist das Signal, daß er dennoch nahet."

Kaspar sah ihn nicht an, wiederholte nur: „Ich muß wandern."

Der Wächter warf das Gatter zu und ging zurück. „Er ist dem Narrentum entsprungen", dachte er lachend und überlegte, ob er die Silbermünze vor seinen Kameraden verbergen solle — —

Kaspar Maybusch ging in den Morgen hinein.

Die Dörfer in der Nähe der Stadt waren leer, ohne Bewohner, ohne Tiere. Nur vor einem Häuschen saß eine schwarze Katze mit Augen wie Bernstein. Sie lief unruhig um das Haus herum und mauzte ängstlich.

Kaspar lockte sie heran. Glücklich lief sie zu dem Menschen, scheuerte sich an ihm, lief dann aber wieder zum Haus zurück, das sie nicht verlassen mochte. Wie treu sie ist, dachte Kaspar, und fast empfand er etwas wie Rührung. Lange noch verfolgte ihn ihr jämmerliches Schreien in der Stille des Morgens.

Es kamen Weiden an Gräben voll grünen, schimmernden Wassers. Es kamen Felder, in denen noch die Ackergeräte steckten, Wiesen und Waldstücke. Er ging auf der offenen Straße. Er ging fröhlich und leicht, wie man einer Feier entgegengeht oder einem Glück, das am Wegrand wartet . . .

In der Mittagstunde rastete er an einem Quell, in einem kleinen Buchenwald am Fuß einer Höhe. Frischgrüne Buchenzweige waren durchsilbert von den Stämmen der Birken.

Da hörte Kaspar das Knacken von zerbrochenem Holz und er vernahm deutlich das Keuchen aus der Brust eines Mannes. Lang streckte er sich hinter Wacholderstauden aus und griff nach seinem Messer. Kamen sie doch, die wilden Raubvögel des Polen?

Aber es waren keine Tartern. Ein armseliges dürres Männchen, beschmutzt, berußt, lief herbei, über Äste und Steine stolpernd. Sein angstverzerrtes Gesicht erstarrte, als er den anderen sah. Er fiel in die Knie.

„Bist du ein Mensch?! ein Mensch?"

Kaspar erhob sich und trat zu ihm. „Was ist?"

Der Alte stammelte etwas, das nicht zu verstehen war, und deutete nach oben.

„Die Tartern?"

Der Alte nickte. Aber wie Kaspar auch in ihn drang, es war nichts aus ihm herauszubekommen. Der Schreck saß ihm im Gebein. Ein wildes Erlebnis brannte noch in seinen Augen. Kaspar ließ ihm etwas von dem Mundvorrat da, den er in Danzig für sich gekauft, und er schlug jetzt seitliche Waldwege ein, die Hecken und Büsche als Deckung benutzend. Er verstand sich darauf.

Als er durch das dichte Gestrüpp auf die Höhe vordrang, die ihm der Alte gewiesen, glaubte er, Laute zu vernehmen. Vorsichtig schlich er näher. Es war niemand zu sehen. Vielleicht hatte ihn nur der Eichelhäher genarrt.

Aber nun schlug ihm eine siedende Glut entgegen, und er vernahm das Knistern und Zusammenfallen von brennenden Scheiten. Mitten auf der Waldlichtung brannte Holz. Es war ein wohlgeschichteter Scheiterhaufen.

An den Ästen einer verkrüppelten Eiche hingen zwei tote Männer, nackt und mit Wunden bedeckt. Die Glut war so stark, daß sie ihn zurücktrieb.

Er begriff: Reiter des Polenheeres hatten hier die Vorposten entdeckt, die oben im Geäst eines Baumes gesessen haben mochten. Sie hatten sie heruntergeholt und Feuer in den Holzstoß gelegt, der nun zwecklos im Mittagsglast verbrannte. Nie würde das Signal, das den Anschlag der Polen verraten sollte, durch die schwarze Nacht flammen... Nie würde dieser Holzstoß die Stadt vor dem Feinde warnen . . .

Je mehr er sich seinem Hause näherte, wo sein Weib auf ihn wartete, desto größer wurde die Angst.

Sein Haus lag auf der Höhe, die von der eben verlassenen nur durch eine Talsenkung voller Brombeerhecken getrennt war. In der Luftlinie war es lächerlich nahe, aber er war kein Vogel und mußte mühselig durch das Gestrüpp streifen. Es konnte Mitternacht werden, ehe er dort war. Was konnte bis dahin geschehen sein? Er schüttelte den Kopf,

als schüttelte er so die Gedanken ab, die ihn plagten wie die Fliegen und Mücken. Aber er wurde nicht mehr froh. In der Dämmerung sah er die ersten Feinde. Er warf sich in ein Buchweizenfeld hin, als er die ersten Hufschläge vernahm. Nun sausten sie an ihm vorbei, so dicht, daß er einen Augenblick vermeinte, von einem Hufschlag getroffen zu sein.

Sie riefen etwas, was durch die Lüfte gellte, wie der Schlag ihrer Peitschen. Es klang wie der Ruf eines fremden Vogels. Aber sie sahen ihn nicht. Wie unter einer Tarnkappe lag er da.

Ihre struppigen Pferde, die mehr wie große wilde Hunde aussahen denn wie rechte Gäule, stoben klappernd weiter. Es war für Kaspar eine große Beruhigung, daß sie nicht aus der Richtung seines Hauses kamen.

Sie blieben nicht die einzigen. Mehr und mehr Trupps ritten durch die Dämmerung. Alle ritten nach Nordwesten zu. Auf Danzig zu. Krähen folgten ihnen in den Lüften. Ihr Krächzen mischte sich mit dem Gellen der Stimmen und Knallen der Peitschen. Es war wie das Heer des wilden Jägers.

Nun war es vorüber. Kaspar bog in den Tannenwald ein. Ein Kreuz schimmerte herüber.

Von hier aus bis zur Höhe war es eine Stunde Weges. Aber er brauchte kaum die Hälfte der Zeit dazu. Angst und Sehnsucht jagten ihn empor. Tannenzweige schlugen ihm ins Gesicht. Nachtvögel fuhren mit mißtönendem Kreischen aus dem Schlafe. Spinnweben legten sich um ihn.

Plötzlich sah er im schwachen Mondschein ein Haus.

Er blieb stehen. Sein Haus . . . Sein Haus . . .

Es kam ihm größer vor als in der Erinnerung und jenen Stallanbau der Wiese zu hatte er gar vergessen. Aber sonst war alles wie einst: Der Giebel, den er selbst geschnitzt — der Brunnen mit dem hohen Ziehbalken, der in

die Luft ragte — der Schornstein, aus dem sich schwarzer Rauch herausdrehte —, ja, alles war wie einst.

Kaspar Maybusch fiel in die Knie, vor Dankbarkeit, als er sein Haus unversehrt sah. Er versuchte ein Gebet zu sprechen, aber er sprach etwas ganz anderes. Er sagte: „Nun will ich für und für bleiben, und vom Geld wird Vieh gekauft, wenn der Krieg vorbei ist, und ein Kleid für Anne, wie sie es in den Städten tragen —"

Als er so weit war, stutzte er. Ein seltsamer Laut kam von dem Haus herüber. Ein Laut, wie er ihn jahrelang nicht vernommen. Er kam von keinem Tier und von keinem Menschen. Es war nicht Lachen und nicht Weinen.

Eine Fledermaus huschte in ihrem ungeschickten Zickzackflug über den Platz. Ihm fiel ein, daß sich einmal eine Fledermaus in einer Hornlaterne gefangen hatte. Sie hatte ein Fell gehabt wie Samt eines Ratsherrnbaretts. Er hatte sie in der Hand gehabt . . . Damals . . . als er ein Kind war. In dem gleichen Augenblick wußte Kaspar auch, wer jenen fremden Laut ausgestoßen: Ein Kind war im Haus!

Nie war eines Kindes Schrei hier erklungen.

Langsam erhob er sich. All seine Freudigkeit wich von ihm und alle Zuversicht. Nun wagte er nicht, herüberzugehen, nach dem Haus, von dem er alle Nächte geträumt — sieben Jahre lang.

Aber er konnte seine Ohren nicht hindern, jenen Klang aufzunehmen, noch seinen Augen, herüberzusehen — nach dem kleinen Schornstein, aus dem immer noch Rauch aufkräuselte, nach dem Fenster, in dem ein Licht aufschimmerte.

Das Licht schreckte und bannte, scheuchte und lockte zu gleicher Zeit.

Kaspar fühlte sich fortgezogen von der rauhen Rinde des Baumes, an dem er gelehnt. Er fühlte seine Füße gehoben; Schritt vor Schritt näherte er sich dem fremden Hause, das einmal sein eigenes gewesen war.

Die Fenster waren von innen vergittert. Kaspar hatte die Eisenstäbe einst selber eingefügt, seit einmal ungebetener nächtlicher Besuch das Heidehaus aufgestört. Durch das Gitter sah er Anne am Herdfeuer, das ihr ruhiges, rundes Gesicht einen Augenblick überflammte. Sie stand und hielt ein Kind im Arm. Es mochte ein Jahr zählen. Und neben ihr stand ein Mann. Ein fremder, bartloser Mann. Er stand nicht wie ein Flüchtling oder wie ein Eindringling da. Fest und gerade stand er auf seinen Beinen, wie der Besitzer des Hauses . . . wie der rechtliche Vater dieses Kindes . . . wie der rechtliche Mann dieser Frau . . .

Wolken schoben sich vor die Mondsichel. Aus dem Walde klang der jammernde Ruf eines Käuzchens.

Kaspar ging vom Fenster fort. Er konnte nicht mehr hineinblicken. Er wußte nun alles. Jener Dreiste in Antwerpen hatte recht gehabt: Seine Frau hatte einen anderen Mann genommen.

Er kannte den Fremden nicht. Er wußte nicht, woher er gekommen, und ob er eine falsche, verlogene Kunde von ihm gebracht. Siedend heiß stieg der Zorn in ihm auf gegen den Betrüger, gegen den Räuber. Er spürte, wie die Narben über dem Schädel aufglühten. Seine Hand lockerte das Messer im Gurt —

Aber er stieß es wieder zurück. Das war keine Rache für die beiden, die ihn heimlich um sein Glück betrogen, um die sieben Jahre seines Kämpfens, seines Sparens, seiner Sehnsucht. Und die Rückennaht seines Mantels, wo das Geld eingenäht war, drückte auf ihm wie ein Kreuz, das er tragen mußte.

Es war dunkel um ihn. Ein Wind begann zu blasen und löschte die Lichter des Himmels aus. Hatte sie nicht warten können? Hatte sie ihm nicht ihr Wort gegeben, auf ihn zu warten? Nach sieben Jahren hatte er wiederkommen wollen. Sie waren auf den Tag herum.

Sieben Jahre hatte er geblutet und gespart, gedarbt und gespart, gedürstet und gespart, gefroren und gespart. Er hatte sein Wort gehalten. Nun war die Zeit um. Nun kam er heim mit Geld, genug, um das kleine Gut zu vergrößern, genug, um bis ans Ende der Tage Ruhe zu atmen und Sicherheit. Warum hatte sie nicht warten können?

Ein Lachen erklang drin. Lachten sie über ihn? Seine Hand tastete umher und stieß auf Holz, das sauber aufgestapelt am Haus stand. Und schnell, von einem Gedanken gerüttelt, den er nicht vergessen wollte, trug er mit beiden Armen das Holz vor die Tür, vor den einzigen Zugang zum Hause. In jagender Hast schichtete er Stoß auf Stoß. Er spürte die Schweißtropfen über sein Gesicht fließen und darauf brennen. Er spürte seine Arme locker werden von der rasenden Arbeit. Aber er biß die Zähne zusammen und schichtete Stoß auf Stoß.

Längst war die Tür verrammelt. Immer noch trug er Holz dazu. Nie in seinem Leben hatte er so schnell gearbeitet wie in diesem Augenblick, wo er Brandstifter seines eigenen Hauses werden wollte.

Einmal hielt er inne, da er von drinnen ein Geräusch zu vernehmen meinte. Er hörte einen kurzen Ruf, wie man ihn in schwerem Traum ausstößt. Dann war wieder alles drinnen stiller als draußen, wo der Sturm die Wipfel der Bäume packte und rüttelte.

Schwarze Wolken, zu wilder Form geballt, rasten über den Himmel, angepeitscht vom Sturm. Auf Augenblicke war das Licht des Mondes sichtbar und dann das Dunkel ringsum um so dunkler. Die wilde Jagd, dachte Kaspar, und er dachte der wilden tartarischen Reiter vorhin. Er mußte sich beeilen, daß sie ihm nicht die Rache entwanden, die sein war.

Kauernd schlug er mit seinem Feuerzeug eine Flamme. Das Holz wollte nicht recht brennen. Er raffte ein paar abgerissene Tannenzweiglein zusammen, entflammte die dürren und legte sie unter seinen Scheiterhaufen.

Es begann zu knistern, zu glühen, aufzuflackern, zu brennen. Und bald war der ganze riesige Holzstoß eine einzige wehende Flamme.

Kaspar ging zum Waldrand zurück und kauerte sich hin. Merkten die drinnen noch nichts? Es war still, wie wenn es des Vollmonds Licht war, was seinen Flackerschein in die Fenster warf. Längst hatte die Flamme das Dach ergriffen.

Eine Mannesstimme brüllte auf. Kaspar hörte es wie aus weiter Ferne. „Feurio!" rief es drinnen.

„Feurio!" rief auch Kaspar. Und die Wildheit von sieben durchstürmten, glut- und blutreichen Jahren wirbelte in ihm. Er sprang auf und stand vornübergebeugt, das Messer in der Hand, bereit, den losbrechenden Gegner aufzufangen.

Aber es kam kein Feind. Fäuste rüttelten drinnen an den Gittern der Fenster — oh, sie hielten fest — Fäuste rüttelten an der Tür — oh, der brennende Holzstoß verrammelte sie besser als Eisen und Querbalken. „Feurio!"

Da hörte Kaspar durch das Sausen der Flammen, durch das Knacken und Brechen des Holzes, durch das Klirren der Scheiben, durch das Brausen des sturmzerwühlten Waldes einen Ton — einen kleinen — klagenden Ton.

Und dieser Ton traf ihn wie ein Schlag und machte ihn nüchtern: das . . . Kind . . . dort . . . schrie . . .

Kaspar schlug das Herz bis zum Halse. Das Kind war unschuldig. Das Kind durfte nicht verderben. Schmach und Brandmal saßen auf ihm, wenn das Kind verdarb. Reue und Fluch fraßen fortan an ihm, wenn das Kind . . .

„Ich komme", schrie Kaspar, und er stürzte auf das brennende Haus zu. Die Hände über dem Gesicht, schob er mit den breiten Schultern den Holzstoß auseinander. Er

fühlte sein Kleid brennen und nun sein Haar. Die Flamme legte sich wie ein einziger Mantel um ihn. „Ich komme", wollte er rufen, aber er konnte es nicht mehr.

* * *

Auf den Türmen Danzigs sah man das Feuer, das weit, weit um sich fraß und leuchtete, und nahm es als das verabredete Signal der Vorposten. Die Wachen bliesen von den Türmen und weckten die Glocken der Stadt aus dem Schlaf.

Dreitausend Tatarenreiter, die sich bis dicht an die Mauern herangeschlichen hatten, wendeten die Pferde, als sie ihren Anschlag entdeckt sahen.

Das Feuer in der Ferne brannte bis an den Morgen.

Vor den Wällen Danzigs.

Ich sehe sie noch, im Abendschein,
Die struppigen Weiden am schmalen Rain,
Da bin ich als Knabe gegangen,
Gesenkten Hauptes querfeldein . . .
Und die Lerchen sangen.

Und des Ratsturms güldner Glanz,
Der über der Wälle grünen Kranz
Herüberschaute . . .
Und Froschgequak und Mückentanz —
Und der nordische Himmel blaute.

Von schwarzen Krähen ein kreischender Strich —
Und Glocken klangen so feierlich
Über die Lande.
Des Knaben Augen weiteten sich,
Und das Herz war voll bis zum Rande . . .

Ich sehe sie noch . . . Und die Seele sinnt:
All mein Leiden würde im Wind
Restlos verwehen,
Könnt' ich noch einmal, wie damals als Kind,
Unter den Weiden gehen . . .

Martin Opitz' Ende.

Historische Novelle von Paul Enderling.

„Schau, ob du in das Buch des Lebens bist geschrieben."
Martin Opitz.

1.

Ein warmer, sonnendurchzitterter Augusttag anno Domini 1639. —

Langsam, den blauen Mantel kokett zurückgeschlagen, die Hand leicht auf dem Galanteriedegen, schritt Herr Martin Opitz von Boberfeld über die Langgasse zu Danzig. Dr. Ölhaf, Professor der Rechte, schritt neben ihm — zur Linken, obschon er wohl zwanzig Jahre älter sein mochte denn der Dichter.

„Diplomatie ist eine Kunst gleich der Poeterei", sagte Opitz feierlich. „Ich schäme mich nicht, mich ihrer beflissen zu haben."

„Sie ist gefährlicher, sonderlich in diesen Zeiten, und gerade darum für einen rechten Mann reizvoll."

„Gefährlich? Ich fürchte mich nicht."

„Das ist ein vorwitzig Wort in diesen blutigen Zeitläuften, Herr Opitz, dessen sich auch ein so großer Mann wie Ihr nicht bedienen dürfte."

Ein eitles Lächeln überflog Opitzens Züge. Er dachte seiner diplomatischen Reisen im Dienst des Burggrafen

Dohna und seiner Korrespondenzen in Paris. Dazwischen lagen Dienste für den schwedischen Kanzler Oxenstierna und nun auch für den polnischen König Wladislaus.

Er dachte: wenn der gute Doktor alles wüßte, wie würde er über des bewunderten Freundes Gewandtheit staunen, der die alte Weisheit zuschanden machte, daß man nicht zween Herren dienen könne — dem Schweden und dem Polen.

„Gestern bekam ich einen Drohbrief," bemerkte Opitz leichthin. „Das schlechte Latein darin roch nach polnischen Mönchskutten."

Dr. Ölhaf erschrak. „Ihr müßt es dem Rat mitteilen, auf daß er Euch eine Schutzwache gebe. Wolle Gott verhüten, daß einem Fürsten deutscher Poesie, wie Euch, in unserer Stadt ein Leid geschehe!"

„Mich trifft kein Dolch. Eine Zigeunerin im Böhmischen hat mir prophezeit, ich würde nur an einer Umarmung sterben."

„Eine seltsame Prophezeiung! Baut aber nicht zu fest darauf und —"

Beide mußten zur Seite springen. Ein Wagen kam angepoltert. Der Führer, ein roher, kräftiger Mensch, mit branntwein-gedunsenem Gesicht, peitschte auf die mageren Klepper los und schlug mit gleicher Vehemenz auf die wenigen Passanten ein, die nicht schnell genug ausbogen.

Der Wagen war mit einem leinenen Plan überdeckt. Als er über einen Stein stolperte, lüftete sich die Leinwand, und ein Menschengesicht kam einen Augenblick zum Vorschein: ein hinten herabhängender, mit blauen Beulen bedeckter Kopf; die Augen standen weit auf, und die Haare hingen lang herunter.

„Wiederum Tote," sagte Dr. Ölhaf halblaut und hielt unwillkürlich die Hand wie schützend vor den Mund.

„Die Pest," sagte Opitz erbleichend.

Sie waren beide stehen geblieben und starrten nun dem Wagen noch furchtsam nach, als er unter Peitschengeknall und Geschrei des Kutschers durch die Renaissancebogen des Langgasser Tors hindurchgepoltert und entschwunden war.

„Am hellichten Tag sollte dergleichen nicht gezeigt werden."

„Der Toten werden zuviel," sagte Dr. Ölhaf.

Von da an gingen sie schweigend. Sie vergaßen aller Gespräche über Politik und Poeterei.

Am Haus des Bürgermeisters Johann Zierenberg verabschiedete sich Opitz von dem Doktor, der sich tief verneigte.

2.

„Hast du den Mann mit dem blonden Knebelbart gesehen?"

„Den mit dem blauseidenen Mantel und dem Galanteriedegen?"

„Ja."

„Was soll's mit ihm?"

„Halt! Komm mir nicht zu nahe!!"

Der Mann in der braunen Kutte legte ein großes Silberstück auf die unterste Stufe der Freitreppe des Zierenbergschen Hauses. „Nimm!"

Der Bettler riß das Geldstück gierig an sich.

„Was soll ich tun?" fragte er dann. Sein Kopf, von dem die Haut häßlich unter Geschwüren abblätterte, stak tief in den Schultern.

„Nichts Schlimmes. Nur abwarten, bis er herauskommt. Dann bittest du ihn um eine Gabe und —"

„Und??"

„— und umarmst und küßt ihn aus Dankbarkeit. Weiter nichts."

„Gut. Aber wenn er schreit?"

„Du läufst davon. Sei versichert, daß er dir nicht folgt."

Der Bettler grinste. „Nein. Mir folgt man nicht. Und was bekomme ich dann??"

Der Mann in der Kutte wies auf das Maul des steinernen Löwenkopfes am Geländer der Freitreppe. „Hier im Maul findest du die gleiche Münze."

Der Bettler betrachtete das Geldstück, das er vorhin empfangen. „Ein polnisches," sagte er verwundert. „Ist er Euch verhaßt, wo er doch in Eures Königs Diensten steht?"

Der andere runzelte ärgerlich die Stirn. „Laß es dich nicht kümmern. Tu, wie ich befohlen. Ich gebe acht." Und er drückte sich hinter einen breiten Lindenbaum.

Vom Ratsturm schlug es drei, als Martin Opitz das Haus verließ.

Die junge Agathe begleitete ihn bis vor die Türe. Ihre braunen Locken wehten im Wind und verfingen sich mit den blonden des Dichters.

„Auf Wiederseh'n! Und Dank, daß Ihr mich bescheiden Menschenkind mit Eurem Besuch beehret."

Martin Opitz neigte sich mit weltmännischer Gewandtheit und küßte ihre Hand. „Der Schäfer kniet vor seiner Galatea", sagte er, die Hand auf das Herz gelegt. Er lächelte sieghaft.

Agathe errötete und trat ins Haus zurück.

Opitz zögerte eine Weile, ehe er weiter ging. Kam Venus doch noch zu ihm, jetzt, wo er ins vierzigste Jahr ging? War sie immer im Gefolge der Musen?

Die Sonne leuchtete. Die Bäume standen tiefgrün vor den Patrizierhäusern. Die Messingbeschläge an den Türen blinkten. Der Goldbelag auf der Sandsteinfassade des Artushofes flimmerte. Überall hier in den Palästen wohnten gewichtige, kluge, reiche Menschen, die ihn verehrten. Hohe gekrönte Herren nannten ihn ihren Freund, und die junge,

liebliche Agathe liebte ihn — — o Gott, wie schön war das Leben!

Sein Kopf ruckte noch höher, als er langsam die breiten Stufen herabschritt.

So bemerkte er den Bettler nicht, der demütig ihm die Hand entgegenhielt.

Nun trat der ihm gerade in den Weg.

„Fort mit dir!“

Aber der Bettler wich und wankte nicht. Er grinste ihn an und streckte noch immer die Hand hin.

Da sah Opitz mit Entsetzen, daß diese offene Hand und dies grinsende Gesicht da vor ihm von der Pest gestempelt waren. Er sah Beulen und Schwären.

Rasch griff er in den Beutel und warf ihm ein Geldstück hin.

Blitzschnell griff der Bettler nach der Münze, die in die schmutzige Gosse gerollt war, sprang empor und umarmte Opitz.

Mit unsäglichem Grauen spürte Opitz die feuchten Lippen des zerlumpten Kranken auf seinem Gesicht. Mit aller Kraft löste er sich aus der Erstarrung und stieß den Frechen von sich. Der lief lachend in kurzen Sätzen davon.

Er war gewiß besessen, dachte Opitz beruhigt. Mechanisch glättete er die bei dem seltsamen Überfall zerknitterten Spitzen an Kragen und Ärmel. Ja, einer aus dem Narrenturm, dachte er.

Diesen Gedanken hielt er krampfhaft fest. Gewaltsam schüttelte er die Erinnreung an die Schwären des Bettlers ab. Die Pestleiche auf dem Wagen vorhin konnte ihn nur darauf gebracht haben. Es war wildes Spiel der Phantasie . . . Das konnte nicht sein. Nein, das durfte nicht sein. So etwas Fürchterliches trat nicht an ihn heran.

An der nächsten Straßenecke sah er einen Mann in einer braunen Kutte. Er mußte ihn schon einmal gesehen haben.

In Warschau oder Krakau. Wer war er? Was wollte er hier? Das höhnische Gebaren des Fremden gab ihm zu denken. Es war wohl doch besser, daß er die Schutzwache des Rats annahm. — —

Als er in den Hof der Marienkirche einbog, ergriff ihn ein Schwindel so arg, daß er sich am Gemäuer der alten Kirche halten mußte. Kalter Schweiß rann ihm über das Gesicht. Er spürte den wilden Schlag des Herzens bis zum Halse herauf.

„Und es ist doch kein Kranker gewesen,“ sagte er halblaut. „Das verhüte Gott! Kein Kranker darf auf den Gassen umherirren. Die Dame Phantasie hat mich betöret und verwirret. Ich muß ja leben! Sie warten ja auf mich. Heut abend schreibe ich das begonnene Poem für Agathe zu Ende . . . Soll ich sie Phyllis nennen oder Lesbia? . . . Und die Korrespondenz für den Schweden und ein Brief an den polnischen — — Nein, nein, es war nur ein armer Narr.“

Er sah um sich. Wo war er denn? Er war in der letzten halben Stunde im Kreise gegangen. Immer um die große Kirche herum. Er lachte. Aber das Lachen klang grell und gequält. Ihm fiel ein, daß er einmal zu Ölhaf darüber gescherzt habe, daß er sich seine Grabstelle in der Marienkirche, die eine der größten in der Christenheit war, aussuchen wolle, da sie seinem Genius ebenbürtig wäre. War er um sein eigen Grab gelaufen?

Er machte kehrt. Er mußte zu Dr. Ölhaf, der ein wenig von Medizin verstand.

Aber mit jedem Schritt überfiel ihn lähmender das Bewußtsein, krank zu sein.

Kinder schrien ihm nach; denn er ging schwankend wie ein Trunkener. Wenn mich nur niemand in dieser Schwäche erspähet — dachte er — mich, auf den ganz Europa blicket!

Nun war er am Langen Markt. Aber er wagte nicht, ihn zu überschreiten. Die spitzen Giebel der hohen Häuser bogen

sich seltsam zur Rechten und zur Linken . . . Die steinernen Figuren bewegten sich und schienen sich aus den Fassaden, darinnen sie seit Jahrzehnten eingelassen, lösen zu wollen . . . Die Cäsaren-Köpfe drüben grinsten höhnisch wie schmutzige polnische Mönche . . . Und nun schwang der große Neptun auf dem Rathausbrunnen seinen Dreizack und schleuderte ihn auf den Dichter . . .

Mit einem Aufschrei brach Opitz zusammen.

3.

Niclassius, der Prädikant der Peter- und Paul-Kirche, stand an seinem Lager.

„Was ist mit mir?“

„Nichts Schlimmes, Freund. Ein wenig Fieber, als sei ein arger Schreck Euch ins Geblüt gefahren. Man hat Euch im Schlaf bereits zur Ader gelassen.“

„Ja. ein Schreck war es nur. Nur ein Schreck.“

Niclassius sah mild zu ihm nieder.

„Gott sei gelobet, daß Ihr wieder redet. Ihr werdet wieder gesund.“

Opitz nickte eifrig mit dem Kopf.

„Ja, ja, ich werde bald gesund. War Galatea nicht da??“

„Wer??“ fragte der Prädikant verwundert.

„Galatea“ wiederholte der Dichter ungeduldig.

„Ihr träumt, Freund!“

Opitz schloß die Augen. Halblaut sprach er die Verse seines Liedes:

„Sie aber hat die Sinnen
Weit von mir abgekehrt,
Ist gar nicht zu gewinnen,
Als wär' ich ihr nichts wert,
Da doch, was ich gesungen,
Im Britenland erschallt
Und auch mein Ton gedrungen
Bis durch den Böhmer Wald . . .“

. . . Bis durch den Böhmer Wald . . .“ wiederholte er ganz laut.

„Ja, ja,“ sagte der Prädikant beruhigend. „Wünscht Ihr etwas zu trinken? Oder habt Ihr Hunger? Meine Frau hat ein Hechtlein zubereitet.“

„Ich komme, ja,“ antwortete Opitz hastig. „Wenn nur das Brennen im Munde nicht wäre — —“

Der Prädikant gab ihm etwas verdünnten Wein zu trinken.

Die Glocken einer Kirche setzten an. Die Melodie eines alten Kirchenliedes wurde vom Sommerwind herumgeweht.

Der Dichter richtete sich auf. „Ich habe nicht immer gut gehandelt. Nein, widerredet nicht! Ich weiß es nur zu gut. Ich habe dem Moloch des irdischen Ehrgeizes allzuviel geopfert. Es genügte mir nicht, ein König im Bettlergewand zu sein — ich meine, ein deutscher Dichter. Ich vermeinte, es den Großen der Erde gleichtun zu können. So opferte ich Ruhe, Zeit und fast das köstlichste Gut, das Gewissen. Nein, widerredet nicht! Heut, wo ich meines elenden Körpers armer Knecht bin, weiß ich, daß ich auf falschen Wegen wanderte. Ich will sie fortan meiden. Ich schwöre es Euch zu.“

„Ihr wart ein schwacher, irdischer Mensch — —“

„Was ist das aber auch für eine Zeit, in die ich hereingeboren“, klagte Opitz. „Wer vermag in diesen Tagen voll Wehens und Stürmens aufrecht zu stehen? Weiß denn der Kaiser, was und wohin er will? Der Schwede? Der Pole? Der von Sachsen? Die Kronen von uralter Fassung rollen dahin wie Blätter im Herbstwind.“

„Legt Euch nieder!“ bat der Prädikant.

„Ich bin nicht müde. Nur eins quält mich. Weiß man in der Stadt von meiner Krankheit?“

„Nur die Freunde.“

„Das ist gut. Niemand sonst soll es wissen. Sie sollen mich nur in Glanz und Gloria kennen mit dem Lorbeerkranz um die gekrönte Stirn.“

„Es soll geschehen, wie Ihr gesagt habt.“

„Nur der junge Hofmann von Hofmannswaldau, Ihr wißt, der am Gymnasio Studien treibt, soll kommen, so er mag.“

„Ich werde es ausrichten.“

„Nun geht, Freund!“

Als der Prädikant fort war, schob sich der Tuchvorhang, der das Zimmer in zwei Hälften teilte, auseinander.

Agathe, die draußen gewartet hatte, trat zaghaft herein.

„Ihr seid krank, Herr. Laßt mich Euch diese Blumen geben.“

Aber es kam keine Antwort.

Die Anstrengung des Sprechens mochte den Kranken allzu sehr geschwächt haben. Er lag stumm, geschlossenen Auges da.

So sah er nicht die letzte Huldigung, die das Leben ihm bereitete.

Agathe legte schnell die roten Augustrosen aus dem väterlichen Garten auf das Lager. Dann flüchtete sie. Ihr wurde bange angesichts des fiebernden Kranken, dessen Antlitz sich merkwürdig zu verändern schien.

Als die Haustüre unten zuschlug, schrak der Dichter zusammen. Seine Hand fuhr nach den Blumen auf der Decke.

Aber er schleuderte sie zu Boden; denn er hatte in die Dornen gegriffen . . .

4.

In der Nische eines Hauses, dem Opitzschen Hause gegenüber, stand ein Mann in einer braunen Kutte. Seine kalten, grauen Augen sahen das kleine rote Kreuz an, das drüben an der Haustüre angemalt war. Das hieß: hier hause die Pest — geht nicht hinein!

Wer aber war der Kranke darin? Ein armer, unbekannter Bürger? Oder war es der Mann, hinter dem er seit Wochen

herspionierte, weil er im Verdacht stand, mit dem Feind zu konspirieren?

Seit zwei Stunden wartete er.

Seit zwei Stunden hatte niemand das Haus betreten.

Das ging so nicht länger. Er mußte sich überzeugen. —

„Auf wen wartet Ihr?“ fragte eine dunkle, drohende Stimme.

Ein kräftiger, untersetzter Mann trat auf ihn zu.

Die Hand des Wartenden zuckte nach dem verborgenen Dolch unter dem Mönchsgewand. Aber er sah, daß der andere — der Buchhändler Andreas Hünefeld — auf seiner Hut war.

„Auf wen wartet Ihr??“

„Auf einen Unsichtbaren,“ sagte der Fremde. Dann wandte er sich und ging.

Hünefeld folgte ihm. Trieb sich allerlei landfremdes Volk in der Stadt herum, Agenten der feindlichen Staaten im Reich, die man in Gewahrsam nehmen sollte.

Aber am alten Krantor verlor er ihn aus den Augen. Es war, als ob ihn der Schatten des Turmes aufgesogen hatte . . .

„Er sah aus wie der Gottseibeiuns“, dachte Hünefeld.

Dann ging er zum Bürgermeister. Aber der war auf dem Rathaus in wichtiger Sitzung.

Auf der Treppe kam ihm Agathe entgegen. „Wie geht es ihm?“

Hünefeld verstand, wen sie meinte.

„An seiner Haustüre ist das kleine rote Kreuz angenagelt“, flüsterte er.

„Wart ihr bei ihm?“

„Nein.“

Das junge Mädchen sah ihn erschrocken an. „So stirbt er allein?“

„Es ist ja nicht gesagt, daß er stirbt. Ich glaube es nicht einmal. Die Ärzte irren sich oft in diesen Zeiten. Und dann —“ Er erzählte von der Prophezeiung, die Opitz dem Doktor mitgeteilt. „Nur an einer Umarmung kann er sterben — —“

„So ist noch Hoffnung.“ Agathe lächelte glücklich. „Eilt zu ihm! Ich würde es Euch nie vergessen.“

Ein Viertelstunde später saß Hünefeld am Bett des sterbenden Dichters. Ein süßlicher Duft erfüllte das Gemach; er kam von den Wacholderbeeren, die in einer Pfanne erhitzt waren und die Krankheit vertreiben sollten.

„Lest etwas vor!“

Hünefeld ging zu dem Bücherregal. Italienische Bücher und Klassiker standen da sauber geordnet. Daneben moderne Franzosen — Ronsart, Marot, du Bellay und Werke der „Fruchtbringenden Gesellschaft“. In einer halbgeöffneten Truhe dachte Hünefeld Manuskripte zu finden; aber er sah Siegel mit Adlern und Löwen darauf. Opitz winkte ängstlich ab. Das waren die Geheimpapiere.

Auf der anderen Truhe lag des Dichters Werk „Trostgedicht in Widerwärtigkeiten des Krieges“. Er schlug es aufs Geratewohl auf und las:

„. . . Der liebet seinen Freund, der, wenn er schon muß scheiden,
Ihn gleichwohl bei sich hat und durch Gefahr und Leiden
In seinem Herzen trägt, sich da mit ihm bespricht;
Den nimmt kein Abschied weg, der Tod auch selber nicht!“

Die Tränen liefen über das Gesicht des Lesenden. „Freund — Freund,“ stammelte er. „Muß es denn sein?“

„Warum weinst du?“ fragte Opitz lächelnd. „Lies doch weiter!“

Hünefeld las gehorsam:

„Wer ist ein Pilgrim hier? Ein jeder, so da lebt . . .“

Hünefeld las mechanisch. Seine Gedanken wanderten. Rings in Deutschland raste der Tod. Ein blutige Welle schäumt seit zwei Jahrzehnten über das Land. Hier in Danzig war Friede. Wäre es nicht schier unsinnig zu glauben, daß Opitz just hier sterben sollte, wohin er vor des Krieges Wüten geflohen war?

„. . . Des leichten Glückes Gunst ist wie des Meeres Schaum,
Der brauset und zergeht, ist wie ein süßer Traum.“

Opitz unterbrach ihn. „Simon Dach hat in Königsberg gesagt, ich sei der Deutschen Wunder — —“ Über dem verfallenden Gesicht des Dichters lag wiederum das eitle, stolze Lächeln, das Hünefeld so gut an ihm kannte und das ihn in diesem Augenblick so erschütterte.

„Soll ich lesen?“ sagte er, um nur etwas zu sagen.

„Ja, Lies die Stelle, wo ich von den Büchern schrieb!“

Hünefeld überflog die Zeilen und las:

„Er hat dich von der Luft der Bücher weggetrieben.
Schau, ob du in das Buch des Lebens bist geschrieben . . .“

Hünefeld ließ das Buch sinken. Er konnte nicht weiter lesen.

Leise trat er an das Fenster.

Er fuhr zusammen. Drüben stand wiederum der Mann in der braunen Kutte. Aber diesmal war er nicht allein. Drei Männer standen neben ihm. Alle starrten nach oben. Was war das?

In diesem Augenblick schrie Opitz auf. „Die Umarmung“, stammelte er. „Die Umarmung. Der Mensch hat mich ja umarmt ! ! ! Die Prophezeiung —“

Lautlos sank er zurück, die Augen geschlossen. Und Hünefeld erfuhr nie im Leben, wer mit dem Umarmenden gemeint war, ob der große Unsichtbare, der hier längst am Lager stand, oder ein anderer . . .

Denn in diesem Augenblicke hörte er Schritte auf der Treppe und Fluchen und Lachen.

Er riß das Fenster auf. „Die Scharwache her", schrie er einem Bürger unten zu. „Die Scharwache! Im Namen des Bürgermeisters!"

Mit einem Fußtritt wurde die Türe aufgestoßen.

„Was wollt Ihr in des Toten Haus?" keuchte Hünefeld.

„Melchior, halte ihn fest," sagte der in der Kutte. „Wir anderen suchen indes, was wir brauchen."

Seine Hände wühlten schon in den Papieren der Truhe. Als er die schwedischen Dokumente fand, lachte er.

„In wessen Namen seid Ihr hier?"

„Im Namen seiner Majestät des Königs Wladislaus, des Schutzherrn der Stadt." Und er brach den Schrank auf. Die seidenen Gewänder, die Brabanter Spitzen flogen in das Zimmer. Er fand offenbar nicht, was er suchte. Ein polnischer Fluch entfuhr seinen Lippen.

„Das Wichtigste wahrte er sicherlich bei sich." Und er trat an das Bett des Toten.

Hünefeld riß eine bronzene, schwere Vase vom Regal und schwang sie als Waffe. „Weg von ihm!"

In diesem Augenblick tönte ein Pfiff und der Marschtritt einer heranziehenden Truppe.

Der Mann in der Kutte sah aus dem Fenster. „Die Scharwache", sagte er und verschwand in der Türe. Seine Helfershelfer folgten langsamer.

Hünefeld blieb im Zimmer. Er hörte Geklirr von Waffen und Schreie.

„Sei ruhig! Ich schütze dich", sagte er leise, als wollte er den Schlummer des toten Mannes nicht stören. . .

Danziger Spruch.

Eine Erinnerung.

Ein Haus, vom Frühling übersonnt,
Hoch und steil, drei Fenster Front . . .
Ich sehe die Linde, die davor träumt,
Und den Sonnenjubel, der drüber schäumt.
Drüben, auf Sankt Katharinens Dach,
Werden die träumenden Glocken wach . . .
Am Giebel, wo gurrende Tauben feiern,
Zwischen den steinernen Wasserspeiern,
Ein Spruch mit verschnörkelten Lettern steht,
Und ist wie Zorn und ist wie Gebet:

„Treu', Glauben und das heil'ge Recht,
Die haben sich allesamt schlafen gelegt.
Geb' Gott, daß sie wieder auferstehn,
Eh' denn wir alle schlafen gehn . . ."

Die Linde fiel. Das Haus ist verschwunden,
Verblaßt viel helle und dunkle Stunden.
Vergessen so viel Hassen und Lieben —
Aber der Spruch, der Spruch ist geblieben!

Alles, was nun die Stadt bedrängt,
Die mir das Beste, die Kindheit, geschenkt,
Grub mir den Spruch in die Seele ein,
Viel tiefer als in das Band von Stein.
Und jede Nacht und jeder Tag
Führt neuen schweren Hammerschlag:

Treu', Glauben und das heil'ge Recht,
Die haben sich allesamt schlafen gelegt . . ."

Und aufwärts rauscht's wie Orgelton,
Und ist wie Bitten und ist wie Droh'n:

„Geb' Gott, daß sie wieder auferstehn,
Eh' denn wir alle schlafen gehn!"

Heimat.

Heimat! Wo in der Fremde mein Fuß nur schritt,
Immer ging dein leuchtendes Segnen mit,
Wie einer frommen, mahnenden Mutter Blick —
Alle meine Wege führten zu dir zurück.

Tausend Glocken riefen im fremden Land —
Keine, die meiner Seele innerstes Echo fand.
Tausend Glocken stürmten mit dröhnendem Schall —,
Aber ich hörte nur deine über-, überall.

Ihre Töne klangen über des Meeres Schaum,
Ihre Melodien weckten aus tiefstem Traum.
Jeder Klang war Wunder und Sehnsuchtsglück:
Alle meine Wege führten zu dir zurück.

Erstes Lieben blicktest du lächelnd an.
Schlugst mir Wunden und schufst mich doch zum Mann.
Lachen und Tränen, für beides danke ich dir:
Was ich gegeben den Menschen, — erst gabst du's mir.

Heimat! Ich nehme wieder die Schuhe zur Hand:
Meine Füße schreiten auf heiligem Land.
Zweifel blieb in der Fremde, Stück um Stück — ,
Alle meine Wege führen zu dir zurück.

Inhaltsverzeichnis

1926 : 1942.

A W K